

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 87 (1993)
Heft: 7-8

Artikel: Weibervirtschaft - ausgeblendete Grundlage der Ökonomie
Autor: Günter, Andrea / Bernhard Filli, Heidi / Praetorius, Ina
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-143781>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Weiberwirtschaft – ausgeblendete Grundlage der Ökonomie

Am 12./13. März 1993 veranstaltete die Projektgruppe «Ethik im Feminismus» in Zusammenarbeit mit dem Romero-Haus eine offene Tagung zum Thema «Frauen – Ökonomie – Ethik. Unerzähltes Leben zur Sprache bringen». Die sieben Frauen der Projektgruppe hielten das einleitende Referat gemeinsam. Wir veröffentlichen im folgenden den leicht revidierten Text dieses «Patchwork-Referats». Ausgehend vom Unbehagen, das traditionelle Ökonomie unter Frauen auslöst, wird diese hier in ihrer – auf Tauschwert und Preis fixierten – Einseitigkeit hinterfragt. Wirtschaft ist noch immer Teil einer symbolischen Ordnung, die der Frau den Subjektstatus entweder verweigert oder nur in Ein-Ordnung «beim Mann» zugesteht. Die Autorinnen fordern daher eine «Umwertung der Werte», die das Leben und Arbeiten von Frauen nicht mehr an den herkömmlichen Massstäben misst, sondern «enttrivialisiert». Feministische Ethik fragt nach dem guten Leben von Frauen in konkreten Zusammenhängen, auch in ihren ökonomischen Beziehungen, in der «Weiberwirtschaft».

Red.

1. Wer sind wir und was wollen wir?

Es ist nicht üblich, ein Referat zu siebt zu halten. In einer effizienzbewussten Zeit, in der auch Bildung üblicherweise als Ware gehandelt wird, gilt das als «nicht machbar». Wer schon einmal probiert hat, einen Text auch nur zu zweit zu formulieren, weiss, wie zeit- und energieraubend ein solches Unterfangen ist. Und: Wer könnte sieben Referentinnen bezahlen, die nur einen einzigen, knapp abendfüllenden Vortrag halten?

Für uns, die «Projektgruppe Ethik im Feminismus», ist dieses Referat in *Patchwork-Form*, mit dem wir unsere Tagung zu wirtschaftsethischen Fragen eröffnen, eine Konsequenz aus unserer gemeinsamen Arbeit. Wissen Sie, was ein Patchwork ist? Ein Flickwerk aus vielen verschiedenen Stückchen Stoff. Das Patchwork wurde von Frauen erfunden, die kein Geld hatten, sich neue Stoffe für ihre Kleidung, Vorhänge, Bettdecken etc. zu kaufen. Sie trafen sich und brachten ihre alten Textilien mit, schnitten aus gebrauchten Kleidungs-

stücken Fetzen heraus, die noch nicht verschlissen waren und setzten sie zu etwas Neuem zusammen. Zuerst sieht das meist so aus, als ob diese Stücke ganz und gar nicht zusammenpassten, so verschieden sind sie. Wenn sie dann aber kunstvoll und lustvoll zusammengesetzt sind, dann beginnen sie auf neuartige Weise miteinander zu spielen und zu leuchten. Aus dem Alten ist ein neuer, brauchbarer und schöner Gegenstand mit neuen, überraschenden Mustern und Farbkombinationen entstanden.

Wir machen also ein Patchwork, ein *intellektuelles Flickwerk*, in das jede von uns ihr eigenes Stück Stoff einnäht: Stücke aus der Wirtschaftswissenschaft, der Theologie, der Sprachwissenschaft, der Literaturwissenschaft, der Philosophie und Stücke aus unserem Alltag nähen wir zusammen. Auch bei uns sah es zuerst so aus, als ob all diese Fetzen aus verschiedenen «wissenschaftlichen Diskursen» und Alltagswelten nicht zusammenzubringen seien. Manchmal haben wir noch heute diesen Eindruck. Weil wir verschieden sind und dennoch viel Lust haben, etwas Gemeinsames zustande-

zubringen, haben wir das Patchwork als Form gewählt. Da erkennt jede bis zum Schluss ihr eigenes Stück wieder, zusammengeknäht mit dem Faden der Sympathie und der Lust am Denken.

Das Flickwerk bekommt Gestalt durch den Rahmen. Unser Rahmen heisst «*Ethik*». Denn wir sind eine Gruppe von Frauen aus verschiedenen Wissenschaften, die sich mit einem bestimmten gemeinsamen Interesse zusammengefunden haben. Wir wollen nicht einfach «neutral» oder wirr in der Gegend herumdenken, sondern unser Nachdenken, so chaotisch es manchmal sein mag, an der Frage orientieren, was gutes Leben für Frauen, was eine gerechte Welt für alle wäre. Aber davon später, am Schluss der Patchworkarbeit, wenn der Rahmen befestigt wird...

Die Projektgruppe «*Ethik im Feminismus*» besteht seit 1988. Damals haben wir uns zusammengefunden als eine Gruppe denkender Frauen, die alle irgendwie mit dem akademischen Fach «*Ethik*» zu tun und Lust zum Austausch mit anderen Forscherinnen hatten. Zu Anfang waren wir in der Mehrheit katholische und evangelische Theologinnen. Wir trafen uns etwa viermal im Jahr zu Arbeitswochenenden irgendwo privat, oft in Pfarrhäusern. Das erste Resultat unserer Arbeit ist ein gemeinsames Buch¹. Seit dem Sommer 1991 befinden wir uns in einer zweiten «Phase». Einige Frauen sind nicht mehr dabei, etliche sind neu eingestiegen. Wir sind interdisziplinärer geworden. Die Theologinnen bilden nicht mehr die Mehrheit, Ökonominen und Philosophinnen sind neu dabei. Diese Tagung ist für uns der vorläufige Endpunkt einer Phase, in der wir uns mit Fragen befasst haben, die man konventionellerweise als «*wirtschaftsethische Fragen*» bezeichnet.

2. Unbehagen

«Wenn wir «*Ökonomie*» hören, denken wir eher an Maschinenfabriken, Arbeitsplätze oder Bankiersvereinigungen als an kochende Hausfrauen, an Huren und seelsorgende Managerinnen.» – Mit diesem

Satz beginnt der einführende Text auf unserem Tagungsprospekt. Der Satz enthält im Kern fast alle Gedanken, um die es bei dieser Tagung gehen wird. Wenn man den einzelnen Worten dieses Satzes nachsinnt, so ergibt sich ein erstaunliches Bild. Auf der einen Seite steht all das, was wir in Sprache fassen, wenn wir «*Ökonomie*» sagen. Auf der anderen Seite all jenes oder besser *jene*, an die wir *nicht* denken, wenn wir «*Ökonomie*» hören: das oder besser diejenigen, die in diesem Wort nicht zur Sprache kommen.

Auf der einen Seite steht der einschüchternde Block der Institutionen, stehen Geld, Industrie und Macht, nahezu personenlos. Auf der anderen Seite stehen Frauen, Männer, Kinder mit ihren Bedürfnissen nach Nahrung, menschlicher Wärme, seelischer Zuneigung, stehen Frauen im Putzkittel, mit Strapsen oder im Kostüm. Eine erste frappierende Feststellung also ist, dass wir zwar an Gebäude, Institutionen, Verbände und abstrakte Begriffe denken, wenn wir «*Ökonomie*» hören, nicht aber an *konkrete Frauen, Männer, Kinder*.

Wir denken an die materielle Produktion von Technik unter technischen Bedingungen (Maschinenfabrik), an die industrielle Organisation der Erwerbswirtschaft («*Arbeitsplatz*»), an den Zusammenhang von Geldmacht (Bankiersvereinigung). Gegenstand der Arbeit, die wir mit «*Ökonomie*» assoziieren, ist die Erzeugung materieller Werte in der Form von Waren oder der Umgang mit Geld. Einzelne Menschen kommen in diesem Zusammenhang kaum vor.

Bedeutet dies, dass dieser gesamte Bereich, dass alles, was Menschen in ihren (Grund-)Bedürfnissen betrifft, nicht zur «*Ökonomie*» gehört? Welchen Schreck muss es uns versetzen, dass wir, wenn wir «*Ökonomie*» hören, nicht an uns selber denken, ohne die «*Ökonomie*» ja weder läuft noch irgendeinen Sinn macht. Was schliesslich ist eine *Ökonomie ohne die Menschen*, oder genauer: *ohne die Frauen*, die ja in unserer Gesellschaft für «das Menschliche» zuständig sind?

So stellten wir am Anfang unserer Arbeit fest, dass die ökonomische Begrifflichkeit und Diskussion bei uns Desinteresse, Langeweile und das Gefühl, ausgeschlossen zu sein, auslösten. Sich mit Ökonomie zu befassen, empfanden wir einerseits als Zwang, damit wir in Männerdiskussionen mithalten können, andererseits aber auch als politische Notwendigkeit, um ein besseres Leben für Frauen zu erreichen. Das Unbehagen an der Ökonomie wurde zu einem roten Faden in unserer Auseinandersetzung mit dem Thema.

Um mit unserem Unbehagen irgendwie umzugehen, haben wir damit begonnen, uns kritisch mit der traditionellen Definition von Ökonomie auseinanderzusetzen.

3. Wie wird Ökonomie traditionell definiert? Wie Wirtschaftsethik?

Zunächst einmal ist die Frage zu beantworten, warum wir überhaupt wirtschaften müssen. Die traditionelle Antwort der ökonomischen Theorie auf die Frage nach dem Grund allen Wirtschaftens ist die *«Knappheit der Güter»* zur Befriedigung unserer endlosen Bedürfnisse. Die Diskrepanz zwischen unseren zahllosen Bedürfnissen und den zur Verfügung stehenden begrenzten Möglichkeiten, diese Bedürfnisse zu befriedigen, erfordert einen sparsamen, überlegten Einsatz der Mittel.

Üblicherweise werden drei Bereiche des *ökonomischen Handelns* unterschieden: die Produktion, die Verteilung und der Konsum von Gütern und Dienstleistungen. Diese ökonomischen Tätigkeiten haben sich heute zu einem eigenständigen ökonomischen *«System»* verselbständigt. Die Produktion findet in dafür eigens eingerichteten Unternehmungen statt, die Verteilung der Waren und die Verwendung der Einkommen erfolgen über anonyme Märkte, in denen persönliche Kontakte heute nur noch von geringer Bedeutung sind.

Die traditionelle Ökonomie arbeitet mit einem bestimmten Menschenbild: dem *«homo oeconomicus»*. Dieser zeichnet sich dadurch aus, dass er zweckrational, nur an seinem eigenen Nutzen interessiert, han-

delt. Er setzt die ihm zur Verfügung stehenden knappen Mittel so ein, dass aus seiner Sicht die beste Kombination von Gütern realisiert und dadurch sein individueller Nutzen maximiert wird. Als ökonomisch rational gilt die Handlungsalternative, die für den Einzelnen den maximalen Nutzen oder den maximalen Erfolg bringt. Andere Motive als die persönliche Nutzenmaximierung haben im Denken des *homo oeconomicus* keinen Platz.

Beim Wirtschaften geht es also, so die Theorie, um die Erreichung eines Ziels durch den Einsatz von adäquaten Mitteln. Mit dieser Einteilung der Gegenstände unseres Handelns ist immer eine Wertbildung bzw. Wertsetzung verbunden. In der Ökonomie ist der Tauschwert, also der Preis, der zentrale Wert. Was uns nützt, d.h. als Mittel zum Zweck unserer Bedürfnisbefriedigung eingesetzt werden kann, hat, ökonomisch gesprochen, einen *Gebrauchswert*. Dieser Gebrauchswert kann, wenn er bestimmte Bedingungen erfüllt, auf dem Markt einen *Tauschwert* annehmen. Voraussetzung dafür ist, dass das betreffende Gut a) die Warenform besitzt, b) dass es angeeignet werden kann und c) dass für dieses Gut am Markt eine Nachfrage besteht. Der Tauschwert, der in der Geldwirtschaft mit dem *Preis* eines Gutes identisch ist, ist der ökonomische Wert schlechthin. Güter, die die Kriterien der Tauschwertrationalität nicht erfüllen, haben keinen Tauschwert oder Preis und können sich folglich auch nicht am Markt verständlich machen.

Die herrschende ökonomische Theorie berücksichtigt somit nur über den Markt vermittelte Handlungen. Für sie findet ökonomisches Handeln ausschliesslich im *System* statt. Dadurch wird die Tatsache, dass ein wichtiger Teil wirtschaftlichen Handelns in der sogenannten *Lebenswelt* stattfindet, insbesondere die Hausarbeit, aus der ökonomischen Theorie ausgeblendet. Hier beginnen wir zu begreifen, woher unser Unbehagen kommt: Ein grosser Teil dessen, was Frauen alltäglich tun, hat nicht Warenform. Diese Tätigkeiten werden systematisch ausgeblendet und fallen von

vornherein aus der ökonomischen Theorie heraus.

Diese *Einseitigkeit* gilt es zu überwinden durch eine Einbeziehung der Ökonomie der Lebenswelt, also vor allem der Hausarbeit, in das wirtschaftliche Denken. Diese Erweiterung führt zu einem anderen Konzept des wirtschaftenden Menschen und seiner Handlungsmuster. Die Beschränkung auf zweckrationales, eigeninteressiertes Handeln wird aufgehoben, indem andere Formen des Handelns, insbesondere das soziale Handeln, wahrgenommen und zugelassen werden.

Soziales Handeln in jeder Gesellschaft beruht auf moralischen Vorstellungen, auf Sitten und Gebräuchen, die vor uns in der Kultur bestehen, in die wir hineingeboren werden, die wir mehr oder weniger befolgen und die nach uns weiterbestehen. *Ethik* als das Nachdenken, das philosophische Reflektieren über diese moralischen Vorstellungen hat es immer mit dem Menschen zu tun, mit den Grundlagen für menschliches Handeln überhaupt.

Der *Wirtschaftsethik*, die auf einem solchen Verständnis von Ethik aufbaut, kommt die Aufgabe zu, sich auf die Grundlagen des Wirtschaftens zu besinnen und so grundsätzliche Fragen zu stellen wie zum Beispiel, ob durch die wirtschaftlichen Tätigkeiten wirklich menschliche Bedürfnisse befriedigt werden, welche Bedürfnisse im Vordergrund stehen und auf wessen Kosten die Waren produziert und konsumiert werden. Eine so verstandene Wirtschaftsethik kann keine Handlungsanweisungen geben, sondern muss sich auf die Begründung wesentlicher Normen beschränken.

Wenn auf der Erde langfristig das Überleben der Menschen (und auch das gute Leben) möglich bleiben soll, darf beim Wirtschaften eine wichtige Grundnorm nicht ausser acht gelassen werden: Das wirtschaftliche Handeln muss *sozial- und umweltverträglich* sein. Diese zunächst nur formal festgestellte Grundnorm muss in ernstgemeinten Auseinandersetzungen mit Inhalt gefüllt werden. Dabei wird deutlich, dass den Vorstellungen davon, was unter Sozial- und Umweltverträglichkeit ver-

standen wird, Bilder vom Menschen, von der Welt, vom Leben zugrunde liegen, die über die Sprache vermittelt werden.

In unserer Projektarbeit sind wir zu dem Schluss gekommen, dass wir die *Struktur unserer Sprache* unter die Lupe nehmen müssen, wenn wir wirklich verstehen wollen, warum Frauen in «der Wirtschaft» nicht vorkommen und warum «die Wirtschaft» sich so weit von realen Bedürfnissen entfernt hat – beide Tatbestände hängen unserer Ansicht nach eng zusammen. Es reicht nicht und gelingt nicht, «die Frau» oder «die Lebenswelt» in die traditionelle ökonomische Theorie einbeziehen zu wollen. Wir müssen anderswo, eben bei der Struktur unserer sprachlichen und symbolischen Ordnung, ansetzen.

4. Sprachtheoretischer Hintergrund unseres Nachdenkens: die symbolische Ordnung

Wenn wir über Ökonomie sprechen, müssen wir, wie immer, mit dem vorhandenen Sprachmaterial arbeiten und auskommen. In der Sprache, die wir benutzen, steht jedes Wort in einem ganz bestimmten *Sinn- und Wertehorizont*. Die Bedeutung eines Wortes und der mit ihm verbundene Wertehorizont ergibt sich aus Oppositionsbildungen und daraus, welche anderen Worte ungesagt mitschwingen. Unser Sprach- und Denksystem beruht auf einigen grundlegenden Dichotomien wie Kultur/Natur, öffentlich/privat, Geist/Materie etc. Diese Dichotomien stehen in Beziehung zum Oppositionspaar «Mann»/«Frau». Der eine Teil der Dichotomie verhält sich zum anderen jeweils wie «Mann» zu «Frau», also:

Mann	Frau
Subjekt	Objekt
Geist	Materie
Kultur	Natur
Ökonomie	Fürsorge
Öffentlich	Privat
Besitz haben	Besitz sein
Arbeit	Haushalt
Produktion	Reproduktion
Lohn	gratis

1. In der Gegenüberstellung definieren sich die Begriffe gegenseitig.

2. Zugleich definieren sich die Begriffe innerhalb einer Kolonne gegenseitig: Ökonomie wird als Kulturleistung verstanden und bezieht sich auf das sogenannte Öffentliche. Was Frauen tun, wird dagegen als Natur verstanden und ins sogenannte «Private» abgedrängt usw.

3. Die Oppositionsbildung geht mit einer *Hierarchisierung der Begriffe* einher. Die dem Mann zugeordneten Begriffe sind definiert durch ein «Mehr» an Wert gegenüber den der Frau zugeordneten Begriffen.

Daraus folgt, dass Mann, Subjekt, Kultur usw. den Massstab dafür bilden, was Frau, Objekt, Natur usw. ist. Aus der Hierarchisierung resultiert ein oberster Begriff, der zum Massstab für alle anderen Begriffe und Vorstellungen wird. Es ist der Mann, genauer der besitzende, arbeitsfähige Mann, der zum grundlegenden Massstab für alle weiteren Begriffe wird.

Dies verrät uns die Sprache auch im Hinblick auf das «Geld». *Luce Irigaray* weist nach: Das französische Wort «*étalon*» bedeutet zum einen «Währung», zum anderen «Norm/Eichmass», aber auch «Deckhengst». Der *étalon* ist also jener Wertmassstab, der Frauen, oft gewalttätig, daran erinnert, dass Gesetze und Formalität des Tausches von Männern bestimmt sind. Ökonomie sowie unsere Vorstellungen und Bilder von ihr sind also nicht geschlechtsneutral.

Aus der aufgezeigten Struktur der Sprache und unserer Vorstellungswelten wird einerseits ersichtlich, warum das, was Frauen tun, nicht als Ökonomie verstanden wird. Sie sind höchstens als Objekte des Tausches und als materielle Basis an ökonomischen Vorgängen beteiligt. Versuchen Frauen sich als Subjekte zu setzen, können sie sich nur dem männlichen Massstab unterordnen und anpassen, aber nicht *neue Massstäbe* setzen. Eigene Massstäbe zu setzen, würde bedeuten, die androzentrischen Werthierarchien *umzustürzen*.

Die Diskussionen und Demonstrationen der Frauenbewegung haben bereits einige Werthierarchien ins Wanken gebracht: Das

Verhältnis von Frau und Subjektstatus, von «Privat» und «Politisch», von Haushalt und Arbeit etwa ist neu gesetzt worden:

1. *Frauen sind Subjekte*, d.h. das, was Frauen tun, ist nicht Ausfluss ihrer Natur bzw. ihrer Biologie, sondern Resultat ihres Denkens. Konsequenterweise ist ihr Tun Kulturleistung.

2. *Das Private ist politisch*, d.h. das, was Frauen tun, ist öffentlich. Konsequenterweise ist ihr Tun gesellschaftlich relevant und müsste ihnen als solches Anerkennung einbringen.

3. *Haushalt ist Arbeit*, d.h. das, was Frauen im Haus tun, ist Arbeit. Konsequenterweise ist diese Arbeit Produktion und müsste entlohnt und als Bestandteil der Ökonomie reflektiert werden.

Unangetastet blieb bisher, dass weiterhin das, was Subjekt, Kultur, Politik, Ökonomie, Arbeit ist, über den Mann als Massstab definiert wird. Die Frauen haben sich zwar in die *Subjektposition* gesetzt, ohne aber zu beachten, dass dieser Begriff selbst am *Massstab des Mannes* orientiert ist. Die am Mann orientierten Dichotomien sind dadurch erhalten geblieben. «Die Frau» rückt sozusagen auf die andere Seite, ordnet sich da aber nicht neben dem Mann, sondern unterhalb des Mannes ein. Schematisch liesse sich das so darstellen:

Mann	(Frau)
Frau	
Subjekt	Objekt
Geist	Materie
Kultur	Natur
Ökonomie	Fürsorge
Öffentlich	Privat
Besitz haben	Besitz sein
Arbeit	Haushalt
Produktion	Reproduktion
Lohn	Gratis

Indem sich die Frau «beim Mann» einordnet, bleibt der Mann als höchster Massstab bestehen, was dazu führt, dass frau keine neuen Werte einbringen und durchsetzen kann. Zudem kann frau diesem Massstab unmöglich gerecht werden, weil

Subjekt, Geist, Kultur, Ökonomie usw. vom Mann abgeleitet und geprägt werden. Die Frau muss so ihre Wahrnehmungen und ihre Erfahrungen, aber auch ihren Körper zurücklassen. Sie kann nur *als Mängelwesen* erscheinen, da sie sozusagen im «falschen Körper» lebt. Ihr Körper verweist nämlich noch immer auf die «andere Seite», löst noch immer die Assoziationskette Objekt, Materie, Natur etc. aus.

Jene Frauen aber, die in der ihr zugeordneten Reihe verharren und den «der Frau» zugeschriebenen Ort aufwerten wollen, ändern ebenso wenig die vorgegebene Struktur. Die Frau ist in dieser Ordnung lediglich der Ort, auf den Weiblichkeit projiziert wird, als solcher kann sie Weiblichkeit verkörpern, aber sie *ist* nicht Weiblichkeit. Die Aufwertung der sogenannten weiblichen Werte hat die Situation der realen Frauen in keiner Weise verbessert. Im Gegenteil: Der Entwurf von idealen Frauen schränkt Frauen in ihren eigenen Wünschen und Aktivitäten ein.

Zu einer wirkungsvollen Verschiebung der Vorstellungswelten kann es im Prinzip kommen, wenn Frau sich nicht mehr am männlichen Massstab orientiert, sondern wenn die realen Frauen mit ihren Erfahrungen und Wahrnehmungen zum Ausgangspunkt und zur Grundlage ihres eigenen Wertsystems werden. Was eine Frau ist, bestimmt sich dann aus der Beziehung der einen Frau zur anderen, und die Begriffe bekommen über die Frau-Frau-Beziehung neue Bedeutung: *Aus Wirtschaft wird Weibwirtschaft*.

(Mann-Mann)	Frau-Frau
Neue Zuordnungen interessieren uns nicht.	Subjekt
Sie sind Aufgabe der Männer.	Körper
	Denken
	Weibwirtschaft etc.
	Prozess der Neuordnung im Gange, an ihm wollen wir arbeiten.

Der *Körper der Frauen* ist in einer solchen neuen Ordnung nicht mehr ein Hindernis für ihre Selbstbestimmung. Die bisher unsichtbar gemachten Lebensfor-

men und Tätigkeiten von Frauen finden nun ihren Ort, d.h. sie werden auch in der Ökonomie sichtbar; sie sind «Weibwirtschaft». Weibwirtschaft zeichnet sich dadurch aus, dass sie

- aus der Beziehung unter Frauen entsteht
- eine Frau bzw. Frauen repräsentiert
- einer Frau bzw. Frauen dient.

Diese Verschiebung ist der Beginn einer *Umwertung der Werte*. Sie ist Resultat eines komplexen und irritierenden Prozesses – eines Prozesses, der auf die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Beziehungen zwischen Frauen baut. Er ist Experiment und zugleich in jeder alltäglichen Handlung zu konkretisieren.

Für unser Nachdenken über Ökonomie und Wirtschaftsethik bedeutet diese Analyse der Sprachstruktur, dass wir ganz ungewohnte Wege gehen. Scheinbar entfernen wir uns weit von «der Ökonomie». In Wirklichkeit lassen wir einen unerträglich begrenzten, androzentrischen Begriff von Ökonomie hinter uns.

5. Methodische Annäherungen

Wenn wir die «Umwertung der Werte» praktizieren wollen, können wir verschieden vorgehen. Wir können mit verschiedenem «Material» arbeiten: z.B. mit Texten aus der klassischen (ökonomischen) Theorie oder mit Alltagstexten, z.B. Werbetexten, deren innere Widersprüchlichkeit und Androzentrismus wir aufzeigen; oder direkt mit unseren Alltags, denen wir bewusst Aufmerksamkeit schenken, indem wir sie genau beschreiben. Zwei methodische Wege, die wir ausprobieren wollen, möchten wir im folgenden erläutern. Sie setzen beide am Alltag der Frauen an. Wir nennen sie: «Unerzähltes Leben zur Sprache bringen» und «Enttrivialisierung».

Unerzähltes Leben zur Sprache bringen

Der Ausdruck «unerzähltes Leben» stammt aus Virginia Woolfs bekanntem Text «Ein Zimmer für sich allein»². Er ist uns in unserer Arbeit wichtig geworden,

denn genau darum geht es uns: Wir wollen das «unerzählte Leben», das Frauenleben, das weder im ökonomischen noch im ethischen Diskurs einen Ort hat, zur Sprache bringen.

Virginia Woolf fragt sich, wie eine Schriftstellerin – wir ergänzen: auch eine Wissenschaftlerin – sich diesem unerzählten Leben annähern könnte. Wie würde eine Schriftstellerin das Leben all der Frauen beschreiben, das von Männerschriftstellerei und Männerwissenschaft übergangen, trivialisiert oder verzerrt wahrgenommen wird? Was würde z.B. eine alte Frau antworten auf die Frage, was sie an welthistorisch wichtigen Tagen gemacht habe? Sie würde sagen, dass sie sich an nichts erinnere. «Denn alle Dinners sind gekocht; die Teller und Tassen gespült; die Kinder sind in die Schule geschickt und in die Welt entlassen; von alledem bleibt nichts. Alles ist vergangen. Keine Biographie oder Geschichte weiss darüber ein Wort zu sagen. Und die Romane, ohne es zu wollen, lügen unvermeidlicherweise.»³

«Alle diese unendlich obskuren Leben sind noch aufzuzeichnen.»⁴ Den Druck der Stummheit fühlen, die Anhäufung unerzählten Lebens, sei es das der Frauen an den Strassenecken, sei es das Leben der alten Weiber, der Veilchenverkäuferin... «Ich würde ihre Geschichten ebenso gerne kennen lernen, wie die hundertfünfzigste Biographie Napoleons.»⁵

Enttrivialisierung

Für eine andere, weitergehende «Methode», die wir ausprobieren wollen, haben wir einen provisorischen Begriff gesetzt: Enttrivialisierung.

Wir gehen also davon aus, dass die *Sprache*, die wir alltäglich und in unseren Wissenschaften benutzen, *nicht die Wirklichkeit spiegelt*, «wie sie ist». Sie bietet ein systematisch verzerrtes Bild von der Wirklichkeit. Ein Wirtschaftsethiker, der «Arbeit» sagt, hat ganz selbstverständlich nur die produktiven Tätigkeiten im Blick, die bezahlt werden, nicht aber all die vielen produktiven Tätigkeiten, die privat, ohne

Bezahlung verrichtet werden. Er sieht damit unserer Auffassung nach falsch. Das Falschsehen und Falschsprechen geschieht, wie wir gezeigt haben, nicht einfach willkürlich, regellos. Es ist geleitet von bestimmten Strukturen.

Am Beispiel erläutert: Ein *Mann* nennt sein eigenes Tun «Arbeit» und spricht ihm damit Würde, Ernsthaftigkeit und ökonomischen Wert zu. Die Tätigkeiten seiner *Frau* zuhause dagegen nennt er «Mütterlichkeit» oder «Häuslichkeit» oder «Frauensache». Er amüsiert oder ärgert sich, wenn sie abends müde oder gereizt ist, denn «sie war ja schliesslich den ganzen Tag nur zuhause». Die Arbeit der Frau ist für ihn selbstverständlicher, «natürlicher» Bestandteil seines Lebens. Dieser Mann macht die Arbeit seiner Frau zu Nichts, indem er sie gegenüber seiner eigenen «wichtigen» und «wertvollen» Arbeit herabsetzt. Diesen Vorgang der Herabsetzung, der in unserer patriarchalen symbolischen Ordnung «das Normale» ist und der ans ökonomische Bewertungssystem angehängt ist, nennen wir «Trivialisierung». Durch Trivialisierung wird die Arbeit der Frauen «zunichtegemacht».

Wenn wir nun von «Enttrivialisierung» reden, dann meinen wir, dass wir die *Taktik des Trivialisierens* als integralen Bestandteil unserer symbolischen Ordnung *durchschauen* und *unterlaufen* wollen. Wir akzeptieren die Bezeichnungen nicht mehr, die man der Wirklichkeit angehängt hat, denn sie sind falsch und ziehen manifeste Ungerechtigkeit und damit konkretes Leiden nach sich. Wie aber lässt sich Trivialisierung unterlaufen? Es geht um einen grundlegenden Perspektivenwechsel. Wir versuchen, dieses Anders-Sehen an einem Beispiel zu erläutern:

Frauen gebrauchen, wenn sie über ihre eigene Arbeit reden, erstaunlich oft *das Wörtchen «nur»*. «Ich bin nur Hausfrau». «Ich bin nur zuhause». «Ich arbeite nur halbtags.» Auch Frauen, die nicht sogenannte «Nur»-Hausfrauen sind, behalten diese Redeweise häufig bei. Eine alleinerziehende Mutter z.B. sagt, sie arbeite nicht, sie habe «nur» ein Kind. Sie macht damit

ihre eigene Arbeit sprachlich zunichte, definiert sie als wertlos bzw. gar nicht existent. Oder eine Wissenschaftlerin sagt, sie habe «nur» einen Essay geschrieben, keine richtige wissenschaftliche Arbeit. So erscheint Trivialisierung im Sprechen der Frauen über sich selbst. Frauen übernehmen die Bewertungen der herrschenden symbolischen Ordnung und machen sich freiwillig selbst klein, anstatt ihr Tun dem sogenannten «Höheren» zuzuordnen oder eigenständige Bewertungen dafür zu erfinden.

Enttrivialisierung bedeutet in diesem Fall zunächst einmal, für das scheinbar unscheinbare Wörtchen «nur» *hellhörig* zu werden. Wo kommt es vor? Welche Bewertungen impliziert es? Ist es der Sache, die da beschrieben werden soll, der Arbeit der Frau also, angemessen? Wie liesse sich der Tatbestand, den die Frau durch das «Nur» von vornherein mit einem negativen Vorzeichen versieht, anders zur Sprache bringen?

Es geht um einen bewusst anderen, *widerständigen Gebrauch des sprachlichen Materials*, das uns zur Verfügung steht. Es geht nicht darum, eine gänzlich neue Sprache zu machen, denn das wäre illusionär. Es geht auch nicht darum, aus einem «weiblichen Bewusstsein» heraus die Sprache zu «läutern», denn wir bleiben den Sprachregeln, der Grammatik und Semantik vorerst unterworfen. Es geht auch nicht um eine feststehende, stets und überall gleich anzuwendende «Methode» alten Stils. Vielmehr verstehen wir unter «Enttrivialisierung», dass wir punktuelle Verschiebungen vornehmen, hier und da einen Überraschungseffekt erzeugen, indem wir Wörter ungewohnt zusammensetzen, das «Nur» weglassen, alte Begriffe auf Tatbestände anwenden, für die sie bisher nicht gebraucht wurden, indem wir schliesslich Neusetzungen vornehmen, die dann für uns in Geltung bleiben.

Es geht darum, Dingen oder Tätigkeiten, die bisher überhaupt nicht oder in irgendeinem nicht ernstzunehmenden Jargon versprachlicht wurden, bewusst Aufmerksamkeit zu schenken. Tätigkeiten, wie Stricken

oder Abwaschen, Putzen oder Kind-ins-Bett-Bringen, einen Vortrag machen oder ein Auto reparieren, werden jetzt sorgfältig beschrieben. Wir protokollieren, was wir tatsächlich in unseren Alltagen tun, statt grosse Teile unserer Wirklichkeit weiterhin als banale Nebensache zu behandeln, nur weil ein uns fremdes Bewertungssystem das so vorschreibt. So entsteht schliesslich eine *neue Bewertungskultur*, die alte Oppositionen von «wichtig» und «unwichtig», «erhaben» und «trivial» überschreitet. Es geht um ein kreatives Spielen mit der Sprache. Aber wir spielen nicht ohne Regeln. Den Leitfaden für unser Spiel bildet die Einsicht, dass die Sprache, wenn wir sie nicht verändern, uns Frauen ständig weiter vernichtet.

Wenn eine Frau das «Nur» verweigert, dann geschieht etwas. Die alleinstehende Mutter kann jetzt das *Geld vom Sozialamt* als einen ihr rechtmässig zustehenden Lohn gebrauchen, statt sich als Almosenempfängerin zu fühlen und zu gebärden. Die wissenschaftliche Assistentin, die für ihren Chef ständig Sekretariatsarbeiten erledigt, kann sich mit der Sekretärin verbünden: Beide gemeinsam machen dem Chef klar, dass sie *als Sekretärin* und *als Wissenschaftlerin*, nicht *als Frauen* für bestimmte Tätigkeiten qualifiziert sind.

6. Der Rahmen: Ethik

«Unerzähltes Leben zur Sprache bringen» und «Enttrivialisierung» sind Umwertungen der Werte und damit widerständiges Nachdenken, das an die Wurzeln unserer Sprach- und Lebensordnung geht. Ausgangspunkt und zugleich Ziel unseres Nachdenkens ist die Frage nach dem *guten Leben von Frauen*. Wenn wir mit und für Frauen denken, nehmen wir Frauen zum Massstab für das Leben und Zusammenleben.

Wir, die Projektgruppe «Ethik im Feminismus», behaupten nicht, dass unser Leben, wie wir es heute wahrnehmen, von Grund auf schlecht ist. Wenn wir nicht *Lust am Leben* hätten, die von irgendwoher gespeist wird, dann hätten wir nicht die Ener-

gie, uns zusammenzusetzen und hart und lustvoll zu arbeiten. Es lohnt sich, am Leben zu bleiben, selbst im Patriarchat, selbst mitten in der ökologischen Krise. Das mag zynisch erscheinen für Frauen, die in Bosnien hundertmal vergewaltigt worden sind, oder für Frauen, die selbst und deren Kinder an Hunger sterben.

Ein wichtiger Antrieb für unser Arbeiten ist, dass wir *in solchen Widersprüchen nicht denk- und handlungsunfähig* werden wollen. Unsere Lust am Leben gibt es, und die Verzweiflung darüber, wie schlimm es mit der Welt bestellt ist, gibt es auch. Beides gehört für uns zusammen. Deshalb denken wir darüber nach, wie «es» besser werden kann. «Schreiben ist kein Luxus für Frauen», hat *Audre Lorde* gesagt. Für uns ist Denken kein Luxus. Denn der Weg zu frauenorientiertem Handeln beginnt mit dem Nachdenken über die Strukturen unserer Sprache, endet aber nicht bei dieser Sprach- und Situationsanalyse.

Aus dem Vorgehen, das unerzählte Leben zu erzählen und das Leben von Frauen zu enttrivialisieren, folgt, dass ihr Leben neu symbolisiert werden muss. Viele Theoretikerinnen, und wir mit ihnen, sind dabei,

Frauenkontexte bewusster wahrzunehmen, mit eigenen Worten zu beschreiben und damit umzuwerten. Unsere Überzeugung ist es, dass solche Neusymbolisierungen und Neusetzungen, gerade weil sie entdiskriminierend wirken, letztlich dazu beitragen, dass das Leben für alle lebbarer wird.

Wir glauben nicht mehr an eine universalistische Ethik im Sinne der traditionellen Philosophie oder Theologie. Wir halten es für lebensfreundlicher, *konkrete Imperative* in bestimmten Zusammenhängen zu klären und zu entwerfen. Ins Zentrum unserer ethischen Reflexion und unseres Handelns rücken Frauenbeziehungen: Indem wir Beziehungen zwischen Frauen und das Handeln der Frauen sichtbar machen und als öffentlich begreifen, stellen wir Weibewirtschaft in ihrer gesellschaftlichen und ethischen Relevanz dar.

1 Projektgruppe Ethik im Feminismus (Hg.), Vom Tun und vom Lassen. Feministisches Nachdenken über Ethik und Moral, Münster 1992.

2 Virginia Woolf, Ein Zimmer für sich allein, 4. Aufl., Frankfurt 1983, S. 103.

3 Ebd., S. 102.

4 Ebd.

5 Ebd., S. 103.

Das Dokument

Postulat «Männerförderung»

Der St. Galler SP-Grossrat Hans Fässler hat im September 1992 ein Postulat «Männerförderung» eingereicht. Darin ersucht er die Regierung um einen Bericht, «welcher Möglichkeiten aufzeigt, die gesellschaftliche Arbeitsteilung dadurch abzubauen, dass Männer den Wert und die Qualitäten der Haus- und Betreuungsarbeit kennen- und schätzen lernen». Der Postulant denkt insbesondere an «die Schaffung von qualifizierten und vertraglich abgesicherten Teilzeitstellen» und an «gesetzliche Massnahmen zur Verhinderung der Diskriminierung von Eltern mit Rollenteilung». Die «Männerförderung» wurde in der Maisession 1993 von der bürgerlichen Ratsmehrheit diskussionslos abgelehnt. Der zuständige FDP-Regierungsrat meinte, es sei nicht seine Aufgabe, zu «Utopien» Stellung zu nehmen. Wir dokumentieren Hans Fässlers Begründung seines Postulats.

Red.